



Klaus Wengst

Wie das Christentum entstand

Beim Blick zurück auf den Zeitabschnitt von Jesu Wirken bis zur Herausbildung einer christlichen Kirche in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts zeigt sich eine außerordentlich starke Spannung. Am Beginn dieser nicht sehr großen Zeitspanne von etwa 100 Jahren steht mit Jesus ein Jude, eine prophetische Gestalt in der Tradition seines Volkes, und auf ihn folgt eine jüdische Gruppe, die ihn trotz seiner Hinrichtung an einem römischen Kreuz für den Messias hält. Sie tut das, weil sie glaubt, dass Gott ihn von den Toten aufgeweckt hat. Und am Ende dieser Zeitspanne definiert sich eine an „Jesus Christus“ glaubende Gruppierung, die mehrheitlich aus nichtjüdischen Mitgliedern besteht, als „Christentum“ im Gegensatz zum Judentum. Was führte zur Herausbildung dieser Gruppierung als einer gegenüber dem Judentum eigenen Größe? Die dafür wesentlichen Faktoren seien noch einmal kurz skizziert.

1. Der für Jesus erhobene Anspruch wurde absolut gesetzt. Das geschah zunächst in einem innerjüdischen Streit, in dem die auf Jesus bezogene Gemeinschaft, als häretisch eingeschätzt, mehr und mehr an den Rand gedrängt wurde. Den bereits hier von der jüdischen Mehrheit gelegentlich erhobenen Vorwurf an die messiasgläubige Minderheit, sie mache Jesus zu Gott, weist diese zurück. In der weiteren Entwicklung der Jesusgemeinden jedoch, als man die Bedeutung Jesu in Kategorien der hellenistischen Umwelt ausdrückt, wird Jesus in der Tat vergöttlicht. Und damit verbunden ist die Aussage, dass erst Jesus Gott (vollkommen) offenbare.

2. Auch die eigene, auf Jesus bezogene Auslegung der Schrift wird absolut gesetzt. Bildete „die Schrift“ zunächst die Grundlage und den Raum dafür, darstellen zu können, dass und wie Gott durch Jesus wirkte, so wird Jesus dann zum alleinigen Bezugspunkt für ihre Auslegung. Damit zugleich wird die Schrift „nostrifiziert“, also unter Ignorierung dessen, dass sie von Israel als Gottes Volk redet, ausschließlich auf die eigene Gemeinschaft bezogen.

3. Am Beginn der genannten Zeitspanne haben sich die jüdischen Messiasgläubigen an das gehalten, was für jüdisches Leben selbstverständlich war. Abweichungen davon gab es im Blick auf Speise- und Reinheitsvorschriften, als Menschen aus den Völkern hinzugekommen waren und man sich in privaten Versammlungen in einem nicht-jüdischen Haus traf. Am Ende stehen eigene Riten, analog zu jüdischen gebildet, aber in einem ausschließenden Gegensatz zu ihnen verstanden und praktiziert. Deren Befolgung lassen jüdische Gemeindemitglieder nicht mehr jüdisch sein. Jüdische Riten werden nicht nur abgelehnt, sondern auch abgewertet.

Wodurch konnte es zu den aufgeführten Veränderungen kommen? Ein entscheidender Faktor scheint eine sich langsam, aber stetig vollziehende Verschiebung in der ethnischen Zusammensetzung der Jesusgemeinden

gewesen zu sein. Einige Schriften der späteren Zeit nehmen eine nur nichtjüdische Leser- und Hörerschaft in den Blick. Deren Anteil hatte offenbar immer mehr zugenommen. Und vor allem: Sie rekrutierten sich nicht mehr hauptsächlich aus den bereits mit Jüdischem vertrauten „Gottesfürchtigen“. Bei einigen Autoren zeigt sich, dass sie keine verstehende Beziehung zu biblisch-jüdischer Tradition haben. Umso mehr wird das für ihre Adressatenschaft in den Gemeinden gelten. Ein markanter Punkt dafür ist, dass die Bezeichnung *christós* für Jesus nicht mehr titular verstanden wurde als „der Gesalbte“, der endzeitliche messianische König der biblisch-jüdischen Tradition, sondern als ein Name, der eine andere inhaltliche Füllung erhielt. Und auf der anderen Seite erwies sich die Jesusgemeinde für traditionsbewusste Juden und Jüdinnen je länger je weniger als attraktiv. Religiös wurde ihnen dort kaum etwas geboten, was sie nicht ohnehin schon hatten. Das Neue an ihr, dass im Elan endzeitlich wirkender Geisteskraft Menschen aus der Völkerwelt hinzugekommen waren und eine Grenzen überschreitende Gemeinschaft gepflegt wurde, hatte mit voranschreitender Zeit zur Folge, dass das Jüdische in dieser Gemeinschaft verblasste. Das war dazu geeignet, deren jüdische Mitglieder bei der Mehrheit ihrer Landsleute in Misskredit zu bringen. Außerdem konnten sie dadurch gefährdet sein, dass ihnen die Zugehörigkeit zum Judentum als eines vom römischen Imperium geschützten Raumes nichts nutzte, wenn dieses Imperium gegen die „Christianer“ vorging.

Wie dem auch näherhin gewesen sein mag und wie lange auch noch gute Beziehungen zwischen christlichen und jüdischen Personen und Gruppierungen bestanden haben mögen, es gibt ab der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts ein Christentum als eigenständige Größe. Es definiert seine Identität antijüdisch und setzt sich stillschweigend oder ausdrücklich an die Stelle des biblischen Israel und bestreitet es dem Judentum, in legitimer Kontinuität zu diesem biblischen Israel zu stehen. Und dieses Christentum hat sich auf Dauer durchgesetzt und sich als eigenständige Größe neben dem Judentum und gegen es weiterentwickelt. Damit ist ein tiefer Bruch gegeben. Dieser Bruch kann nicht rückgängig gemacht werden. Darum soll es bei dem hier vorgenommenen Blick auf den dezidiert jüdischen Anfang der auf Jesus bezogenen Gemeinschaft auch nicht gehen. Wohl aber lässt dieser Blick fragen, ob die sich beim Entstehen des Christentums zeigende Gegnerschaft, die eine lange Geschichte christlicher Judenfeindschaft zur Folge hatte, essenziell ist. Er lässt danach suchen, ob sich nicht im Gegenteil von daher Perspektiven für ein anderes Verhältnis zum Judentum ergeben, für einen anderen Umgang miteinander.

Dass beim Aufkommen des Begriffs „Christentum“ das Christsein im Gegensatz zum Judentum beschrieben wird, zeigt zugleich auch etwas Grundsätzliches. Die Christenheit ist auf das Judentum bezogen, ob sie das wahrhaben will oder nicht. Das ist auch alles andere als



verwunderlich. Denn Jesus, an den sie glaubt, war Jude. Sie selbst ist aus einer Gemeinschaft entstanden, zu der zunächst ausschließlich Juden und Jüdinnen gehörten. Ihre Schriftgrundlage sind Israels heilige Schriften und sind in der eigenen Geschichte entstandene und als Lesetexte in den Gemeinden gebrauchte Schriften, mehrheitlich verfasst im Kontext biblisch-jüdischer Tradition. Das alles macht den Bezug auf das Judentum und die enge Verbindung mit ihm evident. Aber – noch einmal – muss dann christliche Identität in Antithese zum Judentum beschrieben und praktiziert werden? Dass das nicht mehr geschehen darf, müsste nach den Erfahrungen des vorigen Jahrhunderts unbestritten sein. Sie ohne Bezug zum Judentum, also sozusagen neutral, zu beschreiben, wäre angesichts der gerade genannten Punkte ignorant. Für eine positive Beschreibung dieses Bezuges lässt sich aus Aussagen des Paulus und Lukas eine Perspektive gewinnen. Im Fazit des Römerbriefes macht Paulus unter dem Gesichtspunkt des Wirkens Jesu als des Messias grundsätzliche Aussagen über Israel und die Völker. (Römer 15,8–10) Im Blick auf Israel sagt er: „Der Gesalbte ist Diener des Volks der Beschneidung geworden zum Erweis der Treue Gottes, um die den Vorfahren gegebenen Verheißungen zu bestätigen.“ Gott hält Treue zu seinem Volk Israel, er ist verlässlich – unabhängig von dessen Stellung zum Messias Jesus. Im Gegenteil: Für diese Treue steht der Messias Jesus auch noch ein. Er tut es so, dass er die den Vorfahren gegebenen Verheißungen bestätigt. Diese Verheißungen sind nach Ausweis der entsprechenden biblischen Aussagen vor allem die von Nachkommenschaft und Land und vom sicheren und gesicherten Leben im Land. Diese Verheißungen hat der Messias Jesus nicht erfüllt, aber auch nicht annulliert. Er hat sie bestätigt, sagt Paulus. Sie gelten weiterhin unverbrüchlich. Was aber heißt das für die Gemeinde, wenn sie „Leib des Gesalbten“ ist, wenn der Messias Jesus sich in ihr repräsentiert? Dann müsste sie seine dienende Funktion gegenüber dem „Volk der Beschneidung“ aufnehmen und für die Gültigkeit dieser Verheißungen einstehen. Über die Völker sagt Paulus anschließend: „Und die Völker loben Gott für sein Erbarmen.“ Eine andere Lesart ergibt die Übersetzung: „Die Völker mögen Gott für sein Erbarmen loben.“ Dieses Erbarmen haben sie erfahren, weil der Messias Jesus, wie Paulus durch ein anschließendes Psalmzitat anzeigt, Gott unter den Völkern bekannt macht. Und so fordert Paulus die römische Gemeinde auf, von ihm als Menschen aus der Völkerwelt angesprochen: „*Freut euch, ihr Völker, mit seinem [Gottes] Volk!*“ Er zitiert hier die griechische Übersetzung von 5. Mose 32,43. Nach dem hebräischen Text heißt es: „*Lasst jubeln, ihr Völker, sein Volk!*“ Beide Fassungen geben Christinnen und Christen in ihrem Verhältnis und Verhalten zu Juden und Jüdinnen eine schöne Perspektive vor. Sie entspricht dem, was im Lukasevangelium Simeon über Jesus sagt: „ein Licht zur Offenbarung für die Völker und zum Glanz für Dein Volk Israel.“ (Lukas 2,32) Was könnte das im Blick auf die drei für den Bruch relevanten Faktoren heißen?

1. Ist es angebracht, für das, was mir selbst das Wichtigste ist, einen absoluten und exklusiven Anspruch zu erheben? Es geht dabei nicht um eine Toleranz, der alles gleichgültig ist. Es käme vielmehr auf die Bescheidenheit

der Hinzugekommenen an, die darüber Bescheid wissen, zu wem sie gekommen sind. Und auch darüber, dass sie über denjenigen, durch den sie hinzugekommen sind, nicht verfügen können, dass er ihnen entzogen ist. Dass er nicht anders gegenwärtig ist als je und je in seinem erinnerungswürdigen und auslegungsbedürftigen Wort. Nun mag man einwenden, es ginge schließlich um „die Wahrheit“ und gegenüber der Wahrheit dürfe es keine Relativierungen geben. Und da es beim religiösen Dialog um nichts weniger als um „die Wahrheit“ gehe, müsse darum gerungen und gestritten werden. Andernfalls stelle man nur unverbindliche „Statements“ nebeneinander. Ich erlaube mir, eine solche Sicht für nicht sehr klug und auch nicht für ganz ungefährlich zu halten. Beim Streiten um Wahrheit kommt nichts Gutes heraus. Da wird vorausgesetzt, dass es die eine und ein für alle Mal feststehende Wahrheit gebe, die man dann natürlich jeweils selbst hat. Drängt das nicht dazu, dass ich sie dann auch durchsetzen muss? Christen hatten in ihrer Geschichte die Macht und haben sie vielfach auch genutzt, Juden im Blick auf das Bekenntnis, Jesus sei der Messias, vor die Alternative zu stellen: „Taufe oder Tod“. Was sagt das über „die absolute Wahrheit“ des Bekenntnisses zu Jesus als Messias? Absolut heißt auf Deutsch „losgelöst“. Die absolute Wahrheit wäre dann auch losgelöst von den konkreten Beziehungen und dem, was in ihnen geschieht. Darf man das? In dem hebräischen Wort *emét*, das meist mit „Wahrheit“ übersetzt wird, ist am stärksten der Aspekt der Verlässlichkeit und Zuverlässigkeit, der Beständigkeit und Treue enthalten, insofern dann auch des Wahren und Wirklichen. Wahr ist, was sich als verlässlich erweist, worauf man sich verlassen kann. In der jüdisch-rabbinischen Tradition gilt die so verstandene Wahrheit als das Siegel Gottes. Gott gibt sein Wort darauf, dass er, was er als lebendiger und Leben schaffender Gott zusagt, auch hält und dass er es ist, der auch das letzte Wort hat. Diesem Verständnis von Wahrheit dürfte auch das deutsche Wort „Wahrheit“ viel näher kommen als dem griechischen Wort für „Wahrheit“: *alétheia*. Dessen Grundbedeutung ist „Unverborgenheit“. Von daher ist Wahrheit als ein immer gleich bleibendes Sein verstanden, als Wahrheit, die entborgen wird, wenn man den sie verschleiern den Vorhang der Phänomene beiseiteschiebt. Das deutsche Wort „Wahrheit“ hängt dagegen mit dem Verb „bewähren“ zusammen: Wahrheit ist das, was sich bewährt, was sich als verlässlich erwiesen hat und worauf man sich deshalb immer wieder neu verlassen kann. Wenn Wahrheit das ist, was sich bewährt, dann kann sie nicht statisch verstanden werden, dann gehört konstitutiv zu ihr immer auch das Unterwegssein auf einem Weg. Von daher kann das traditionell so exklusiv verstandene Jesuswort aus Johannes 14,6 ganz anders gehört werden: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben.“ Indem der Evangelist Jesus das sagen lässt, vergewissert er seine angefochtene Gemeinde, dass sie mit Jesus auf dem rechten Weg ist, der zum Ziel führen wird. Der von Jesus gewiesene und sich an ihm orientierende Weg wird sich schon bewähren, wird sich darin als wahr und wirklich erweisen, dass er Leben eröffnet und ermöglicht. Und zum Leben gehört immer auch dazu: „das Leben der Anderen“. Denn wenn Wahrheit das ist, was sich als Leben ermöglichend und Leben fördernd bewährt, wenn Wahrheit ist, dass Gott



ein Gott des Lebens ist, dann kann und darf es nicht nur um mein Leben, dann kann und darf es nicht nur um das Leben der eigenen Gemeinschaft gehen. Diese Wahrheit darf nicht für die Anderen zum Schlechten, sondern sollte zum Guten für sie ausschlagen. Wahrheit hat demnach immer auch ihr Kriterium im Leben der Anderen. Den schönen Satz Rosa Luxemburgs: „Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden“ – dass er bei ihr buchstäblich eine Randnotiz ist und wie immer sie ihn selbst verstanden haben mag, ändert nichts an seiner Aussagekraft – nehme ich in diesem Zusammenhang in Abwandlung so auf: „Wahrheit ist immer auch die Wahrheit des Anderen.“ Das Anderssein des Anderen wahrnehmen und respektieren, es achten und als das für ihn, für sie Bewährte wahr sein lassen, ist eine Grundbedingung für Humanität. Ein wirkliches Gespräch – nicht eine Diskussion, in der ich Recht behalten oder bekommen will – setzt die selbstverständliche Anerkennung und Bejahung des Anderen als Anderen voraus. In einem solchen Gespräch muss die eigene Identität nicht gegen den Anderen behauptet werden. Es ermöglicht völlige Offenheit für den Anderen, weil die je eigene Identität aufgehoben und bewahrt ist in der *Wahrnehmung* des je Anderen.

In Bezug auf die dogmatische Ausbildung der Trinitätslehre und der Lehre über Jesus Christus als „wahrer Gott und wahrer Mensch“ in der „Zweinaturenlehre“ durch die Kirchenväter des 3. bis 5. Jahrhunderts ist immer wieder behauptet worden, der Gott des Christentums sei ein anderer als der des Judentums. Die Kirchenväter sahen sich genötigt, das Zeugnis des Neuen Testaments, dass Gott durch und an Jesus endzeitlich-neuschöpferisch gehandelt hat, in ihrem geistig-kulturellen Kontext zum Klingen zu bringen. Dieser Kontext war geprägt von griechischer Philosophie, und so mussten sie auch die Kategorien von „Sein“, von „Wesen“ (griechisch: *ousía*; lateinisch: *essentia, substantia*) gebrauchen. Sie haben dabei eine bewundernswerte Denkarbeit geleistet. Aber ihr Kontext ist nicht unser Kontext. Das zeigt sich in der Wirklichkeit heutiger Gemeinden besonders deutlich, wenn im Gottesdienst an manchen Festtagen als Glaubensbekenntnis das „Nicaeno-Constantinopolitanum“ gesprochen wird. Es kann nur verstanden werden, wenn man antike griechische Philosophie und die damaligen theologischen Diskussionen kennt. Ohne das bleibt es bei bloßen unverständlichen Formeln. Die Kirchenväter konnten an solche neutestamentlichen Stellen anknüpfen, an denen Jesus im hellenistischen Kontext vergöttlicht wurde. Unter dieser Perspektive haben sie auch den Prolog des Johannes-evangeliums (Johannes 1,1–18) und die Aussagen des Paulus in Philipper 2,6–11 gelesen und gedeutet. Das geschieht in der Auslegung dieser Stellen bis heute, als wäre hier schon angelegt und im Kern enthalten, was sich dann kontinuierlich zur dogmatischen Ausbildung bei den Kirchenvätern entwickelt hat. In diesem Buch wurde zu zeigen versucht, dass es näherliegend ist, diese beiden Texte im biblisch-jüdischen Kontext zu verstehen. Auch neutestamentlich wird im Blick auf die Menschen in der Gemeinde trinitarisch geredet, aber nicht in philosophischen Kategorien: dass sie nämlich durch die Verkündigung von Jesus als dem Sohn kraft des heiligen Geistes in diese Gemeinschaft

hineingekommen sind und in ihr zu Gott als Vater beten in Lob und Dank, Klage und Bitte.

2. Beim Gebrauch des Alten Testaments sollten Christen und Christinnen es verlernen, diesen Teil ihrer Bibel zu „nostrifizieren“, also so zu tun, als bezöge er sich direkt und ausschließlich auf „uns“. Wir sollten nicht länger ignorieren, dass er zuvor jüdische Bibel war und als „Tora, Propheten(bücher) und Schriften“ bis heute ist. Dass das der Fall ist, wäre nicht nur zur Kenntnis zu nehmen, sondern es müsste gelernt und eingeübt werden, wie dies in der Weise unseres Gebrauchs auch erkennbar, sichtbar und hörbar gemacht werden kann. Gerade auch für unsere eigene christliche Auslegung wäre es hilfreich, jüdische Auslegung der Schrift kennenzulernen und nach Möglichkeit mit Jüdinnen und Juden gemeinsam die Bibel zu lesen und so miteinander und voneinander zu lernen. Dass diese Möglichkeit unter den gegebenen Bedingungen nicht leicht zu realisieren ist, sollte nicht entmutigen. Das Umschlagbild dieses Buches gibt der Hoffnung auf solche Realisierung Ausdruck und ermutigt, nach Wegen ihrer Umsetzung zu suchen. Wo das auch nur in Ansätzen gelingt, wird es deutlicher erkennen lassen, dass wir Hinzugekommene zu *Israels* Gott als dem *einen* Gott sind. Als *Israels* Gott ist Gott nur erkennbar zusammen mit seinem Volk Israel und im Zeugnis seines Volkes. Daher ist es für Christinnen und Christen geboten, jüdisches Zeugnis wahrzunehmen.

Die vor etwa sechzig Jahren einsetzende andere Wahrnehmung des Judentums in Bereichen des Christentums hat auch auf jüdischer Seite zu einer veränderten Wahrnehmung Jesu und des Christentums geführt. Wie Jüdinnen und Juden Jesus und das Christentum wahrnehmen, hängt wesentlich davon ab, wie Christinnen und Christen ihnen begegnen und wie sie als Repräsentanten Jesu diesen Messias präsentieren. Das zeigt sich besonders deutlich an folgender Gegenüberstellung. In der langen Zeit, in der Juden und Jüdinnen unter der christlichen Kirche und deren Angehörigen litten, entstand – vielleicht zunächst mündlich schon in der Spätantike – eine jüdische Erzählung über Jesus, „Toldos (bzw. Tol'dot) Jeschu“, in der Jesus sehr negativ dargestellt wird. Sie war jahrhundertlang in der jüdischen Welt weit verbreitet. Eine Ende 2015 unterzeichnete Erklärung orthodoxer Rabbiner aus Israel, Amerika und Europa, als Reaktion auf die Veränderungen gegenüber dem Judentum in der katholischen Kirche gekennzeichnet, erkennt an, „dass das Christentum weder ein Zufall noch ein Irrtum ist, sondern göttlich gewollt und ein Geschenk an die Völker“.

3. Die Geschichte der Verachtung von Juden und Jüdischem hat sich immer wieder festgemacht an den Besonderheiten jüdischer Lebensweise. Demgegenüber käme es darauf an, dass Christinnen und Christen jüdische Riten und Gebräuche kennenlernen, sie verständlich wahrnehmen und respektieren. Das wird sie vor abfälligen Urteilen schützen und Vorurteile korrigieren.

Mit all dem wird von uns Christinnen und Christen ernst damit gemacht, dass Jesus Jude war, dass die Geschichte unserer Gemeinschaft in grundlegender Zeit eine Geschichte *im* Judentum war, dass unsere kanonische Grundlage im Alten Testament aus jüdischen Schriften

besteht, die vorher schon jüdische Bibel waren und es bis heute sind, und im Neuen Testament weithin aus ebenfalls von Haus aus jüdischen Schriften. Das alles verweist uns auf das Volk Israel, auf das Judentum in Geschichte und Gegenwart. Es weist uns ein in eine Partnerschaft mit ihm. Und das nicht zuletzt um unserer selbst willen, damit wir nicht vergessen, wer wir sind. Wir sind durch den Messias Jesus kraft des heiligen Geistes zu dem einen Gott Hinzugekommene, der Israels Gott ist und bleibt.

Die Skulptur „Synagoga and Ecclesia in Our Time“ von Joshua Koffman auf dem Umschlagbild dieses Buches ist ein Gegenentwurf zu der christlichen Tradition, in der zwei gegenüberstehende Frauengestalten Ecclesia und Synagoga, Kirche und Synagoge, symbolisieren. Eine der bekanntesten Darstellungen dieser Art ist die am Straßburger Münster: Ecclesia steht stolz erhobenen Hauptes gekrönt da. Siegreich hält sie die Standarte in der rechten Hand, in der linken einen Messkelch. Obwohl nicht größer, blickt sie doch souverän auf Synagoga herab. Diese hat ihren unbedeckten Kopf, zur Seite abgewandt, gesenkt; ihre Augen sind verbunden. Die Fahnenstange in ihrer rechten Hand ist dreifach zerbrochen, vom herabhängenden linken Arm scheint ihr die Gebotstafel aus der Hand zu entgleiten. Ganz anders die Skulptur von Joshua Koffman: Die beiden Frauen sitzen eng zusammen. Ihre Körperhaltung zeigt, dass sie einander zugewandt sind; sie begegnen sich auf Augenhöhe. Beide tragen die gleiche Krone; sie müssen nicht besorgt sein, sie zu verlieren. Synagoga hält eine geöffnete Torarolle in ihren Händen, Ecclesia eine aufgeschlagene Bibel. Das ist jeweils ihr Fundament, auf das sie sich beziehen. Aber sie blicken nicht in den je eigenen Text. Den kennen sie und in den werden sie sich immer wieder von Neuem vertiefen, wenn sie für sich sind. Aber jetzt sitzen sie zusammen. Und da geht der Blick beider voll Interesse in den aufgerollten bzw. aufgeschlagenen Text der je Anderen. Es könnte sein, dass sie dabei im Anderen auch Eigenes entdecken und dadurch auch für das Eigene weitergehendes Verstehen gewinnen. Darüber werden sie miteinander reden. In diesem Gespräch wird es keinen Schlusspunkt geben.

Aus der Verlagsankündigung:

Beim Blick zurück auf den Zeitabschnitt von Jesu Wirken bis zur Herausbildung einer christlichen Kirche in der ersten Hälfte des 2. Jhdts. zeigt sich eine außerordentlich starke Spannung. Am Beginn dieser nicht sehr großen Zeitspanne von etwa 100 Jahren steht mit Jesus ein Jude, eine prophetische Gestalt in der Tradition seines Volkes, und auf ihn folgt eine jüdische Gruppe, die ihn trotz seiner Hinrichtung an einem römischen Kreuz für den Messias hält. Am Ende dieser Zeitspanne definiert sich eine an „Jesus Christus“ glaubende Gruppierung, die mehrheitlich aus nicht-jüdischen Mitgliedern besteht, als „Christentum“ im Gegensatz zum Judentum.

Was führte zur Herausbildung dieser Gruppierung als einer gegenüber dem Judentum eigenen Größe? Die Antwort auf diese Frage führt nicht nur zurück in die Zeit eines die abendländische Geschichte für Jahrhunderte bestimmenden Umbruchs; sie zeigt auch, was Judentum und Christentum einander heute bedeuten können.

Dr. Klaus Wengst, geb. 1942 in Remsfeld (Bezirk Kassel), war bis 2007 Professor für Neues Testament an der Universität Bochum; Forschungsschwerpunkte im Bereich sozialgeschichtlich orientierter Exegese und in der Frage des Verhältnisses der neutestamentlichen Schriften zum Judentum.

*Mit freundlicher Genehmigung aus:
Klaus Wengst, *Wie das Christentum entstand. Eine Geschichte mit Brüchen im 1. und 2. Jahrhundert.* Gütersloher Verlagshaus 2021.
Wiedergegeben wurde das zusammenfassende Schlusskapitel.*

Das komplette Inhaltsverzeichnis mit Leseprobe auf <https://www.penguinrandomhouse.de/Buch/Wie-das-Christentum-entstand/Klaus-Wengst/Guetersloher-Verlagshaus/e585996.rhd>

Zu alten und neuen Figurenpaaren von Ecclesia und Synagoga siehe auch:

*BlickPunkt.e 4/2020
www.imdialog.org/bp2020/04/eccneu.pdf*

*BlickPunkt.e 5/2017
www.imdialog.org/bp2017/05/517_rudnick.pdf
www.imdialog.org/bp2017/05/517_pieper.pdf*

und die Multimediapräsentation
www.ecclesia-synagoga.de

